

„In die Krise geworfen – in der Krise getragen“

Predigt für Sonntag, 25. April 2021 zu Psalm 22

von Pfarrerin Maria Katharina Moser, Direktorin der Diakonie Österreich

Psalm 22 (in Auszügen in einer Übertragung von Arnold Stadler)

Mein Gott,
mein Gott,
warum hast du mich verlassen!
Warum bist du fern
Meinem Schreien und Klagen, meinem Aufschreien,
meiner Sprachlosigkeit!
Mein Gott!
Ich schreie! wenn es hell ist, und du hörst mich nicht,
wenn es dunkel ist, und du antwortest mir nicht.

Und doch bist du *der Heilige*, der Lebendige.
Auf dich setzten unsere Väter und Mütter ihre Hoffnung.
Sie hofften auf dich und kamen davon.
Zu dir hin schrien sie und wurden befreit.

Doch ich, ich bin ein Wurm.
Kein Mensch,
Alle, die mich sehen, lachen,
entrüsten sich, lassen sich aus:
der soll seine Sorgen auf Gott abschieben!
Sein Gott soll ihn herausreißen!

Ach,
du bist es doch, der mich aus dem Bauch meiner Mutter gezogen hat!
der mich daheimsein ließ an der Brust der Mutter.
Vom Bauch der Mutter an
bist du mein Gott.
Sei nicht so fern!

Ich bin wie Wasser,
hingeschüttet.
Meine Knochen sind wie aufgelöst –
Mein Herz?
Ist in mir zerflossen. Wie Wachs.
Meine Kehle? Ausgetrocknet, eine Scherbe.
Die Zunge klebt mir am Gaumen.
Hundevolk umlagert mich, eine ganze Meute.

Und du, HERR!
Hilf doch!
Schreite ein!
Du,
meine Stärke,
komm jetzt!

Ich werde deinen Namen weitersagen!
Vor dem Rest der Welt dich preisen!
Die ihr von Gott weißt, rühmt ihn!
Denn er hat das Elend des Armen nicht übersehen.
Er hat auf sein Schreien gehört.

Den HERRN sollen finden, die ihn suchen,
und aufleben soll Euer Herz für immer.

Predigt von Pfarrerin Maria Katharina Moser

Verzweifelt ruft Frau Meier in der Familienberatung der Diakonie an. Psychologin Carina Zweiner kommt die ersten zehn Minuten gar nicht zur Wort, so sehr brechen Druck und Verzweiflung aus Frau Meier heraus: „Alles ist so schlimm und nichts funktioniert mehr, dieses blöde Corona-Virus zerstört die ganze Familie.“

Frau Meier soll 30 Stunden im Home-Office arbeiten, mit ihrem älteren Sohn die Aufgaben der Volksschullehrerin bearbeiten und gleichzeitig ihren jüngeren Sohn, der derzeit nicht in den Kindergarten geht, bespaßen. Vor ein paar Tagen ist die Situation zu Hause eskaliert. Frau Meier telefonierte gerade mit ihrer Geschäftsführerin, als ihr jüngerer Sohn seinen älteren Bruder mit einem Ball beworfen hat, während der Schulaufgaben gemacht hat. Daraufhin sind beide in einem "lautstarken Duell" rund um Frau Meier im Kreis gelaufen und haben sich gegenseitig "gejagt". Diese Situation brachte Frau Meier dazu, am Telefon bei ihrer Chefin aufzulegen und laut mit ihren Söhnen zu schreien. Ihre Söhne haben dann noch lauter als zuvor geschrien und die "Aufschaukelung" war perfekt. Frau Meier sagt, sie wisse nicht mehr, wie sie ihre Kinder "bändigen" könne.

*Mein Gott,
mein Gott,
warum hast du mich verlassen!
Warum bist du fern
Meinem Schreien und Klagen, meinem Aufschreien,
meiner Sprachlosigkeit!
Mein Gott!*

Frau Lindner ist alleinerziehend. Für sie und ihre zwei Kinder ist die Situation jetzt noch schwieriger als im „Normalzustand“. Bisher ging es sich mit Kinderbetreuungsgeld, Alimenten und Notstandshilfe gerade aus. Der Vater der beiden Kinder ist in Kurzarbeit, die Alimente sind weniger. Frau Lindner hat Angst, sich die Windeln und Lebensmittel nicht mehr leisten zu können. "Weil das Geld so knapp ist, esse ich weniger. So kann ich ein bisschen sparen", erzählt sie.

Frau Lindner geht nur einmal wöchentlich zum Einkaufen außer Haus. Sonst ist sie zu Hause mit Laura und Emil. „In Steyr werden Passanten oft kontrolliert. Ich habe Angst, auf den Spielplatz zu gehen. Ich will nicht, dass wir von der Polizei gestraft werden. Ich kann das nicht zahlen.“ Elisabeth Wurzer, Familienbegleiterin von den Frühen Hilfen der Diakonie, telefonierte ein bis zwei Mal die Woche mit Frau Lindner – für Frau Lindner oft der einzige Kontakt nach außen.

*Ach,
du bist es doch, der mich aus dem Bauch meiner Mutter gezogen hat!
der mich daheimsein ließ an der Brust der Mutter.
Vom Licht der Welt an bin ich auf deinem Boden
Vom Bauch der Mutter an
bist du mein Gott.*

Herr K. hat nach dem ersten Lockdown seine 79-jährige Mutter im Seniorenheim besucht – kein Haus der Diakonie! Er beschreibt die Situation: „Frau K. ist schwer erkrankt an Parkinson und erhält seit 11 Wochen keine Physiotherapie. Erst seit 2 Wochen darf sie den hauseigenen Garten wieder betreten. Diese Bewegungsmöglichkeit hätte sie dringend gebraucht, aber die Heimleitung war der Meinung, dass diese freiheitsbeschränkende Maßnahme aus Gründen des Gesundheitsschutzes richtig war.“

Herr K. ist über den Gesundheitszustand von Frau K. erschrocken. Ihr gesamter Körper ist nach 11 Wochen nicht bloß gekrümmt, sondern gleicht einer U-Form. Frau K. kann Herrn K. kaum mehr anschauen, da ihr Kopf sich nicht mehr aufrichten lässt. Sie sagt, dass es ihr schlecht gehe, sie habe so große Schmerzen im Nacken- und Kopfbereich.“

*Und ich – bin wie Wasser,
hingeschüttet.
Meine Knochen sind wie aufgelöst –
Mein Herz?
Ist in mir zerflossen. Wie Wachs.*

Die 16jährige Laura erzählt: „Ich schlafe im Bett und frühstücke im Bett. Wir haben nicht viel Platz in der Wohnung, also sitze ich auch beim Distance-Learning im Bett. Und wenn ich abends Filme schaue oder mich virtuell mit Freundinnen treffe, sitze ich wieder im Bett. Ich hab das Gefühl, ich kann mich gar nicht mehr bewegen und überhaupt schwer zu etwas aufraffen.“

Paul ist 15 Jahre, im letzten Schuljahr und möchte eine Lehre als Elektriker machen. Mit dem Alleinsein und dem Homeschooling kommt er nicht gut zurecht. "Ich bin den ganzen Tag lang allein in meinem Zimmer. Es ist nicht leicht, mich zu motivieren. Meine Eltern können mir auch nicht helfen und ich will das auch nicht. Aber ich komm nicht mehr mit beim Unterricht. Deshalb will ich auch nicht mehr in die Schule gehen. Mir fehlen meine Freunde. Ich halte das allein sein nicht mehr aus. Wenn das noch lang so weitergeht, dreh ich durch.

*Und du, Herr!
Hilf doch!
Schreite ein!
Du,
meine Stärke,
komm jetzt!*

*Denn er hat das Elend des Armen nicht übersehen.
Er hat sich nicht vor ihm versteckt.
Er hat auf sein Schreien gehört.*

Vielleicht kennen Sie Menschen, denen es ähnlich geht wie in den Menschen, mit deren Situation wir in der Diakonie tagtäglich zu tun haben. Vielleicht geht es Ihnen auch selber ähnlich. Vor einem guten Jahr haben wir uns alle vorstellen können, in was für eine Krise wir da geworfen werden.

Ich denke mir angesichts von Corona immer wieder: Wie gut, dass wir als Gläubige das Gebet haben! Was für ein Schatz!

Im Gebet können wir das Unverfügbare, das, was wir nicht in der Hand und unter Kontrolle haben, vor Gott bringen. Wir können Gott anrufen: ihn bitten, ihm klagen, ja auch Gott anklagen. Freilich, das Gebet ist kein Versicherungsschein. Beten heißt nicht, alles wird gut. Aber in Gott haben wir einen Adressaten. Dass dieser Adressat Gott antwortet, dass er uns trägt in den Krisen unseres Lebens, dass wir diesem Versprechen trauen können, davon erzählt die Bibel.

Beide Grunderfahrungen – in die Krise geworfen, in der Krise getragen – spiegeln sich in Psalm 22. Bildgewaltig schildert Psalm 22 Bedrohungsszenarien: wilde Hunde, reißende Löwen, Todesstaub – unkontrollierbar und zutiefst beängstigend. Gott ist fern und antwortet nicht. Als Hoffnungsschimmer leuchtet die Erinnerung an die Väter und Mütter auf, die auf den lebendigen Gott setzten, davonkamen und befreit wurden, und die Erinnerung an die Gottesbeziehung, die den/die Beter*in von Geburt an trägt. Dann wieder das Geworfensein, Klage, verzweifelter Hilferuf, bis am Schluss das Gebet in Dank und Gotteslob mündet.

Psalm 22 schenkt uns Bilder, die offen sind für die widersprüchlichen Erfahrungen und auch Stimmungsschwankungen zwischen Hoffnung und Verzweiflung, die wir in der Corona-Krise gemacht haben und machen.

Was mir wichtig scheint: Nicht vorschnell über die Momente, in denen wir uns in die Krise geworfen fühlen, hinweggehen. Der Klage Raum geben. Klagen ist etwas Anderes als jammern. Klagen heißt: erfahrenes Leid, Gefühle von Ausgeliefertsein und Hilflosigkeit in die Beziehung bringen. In die Gottes-Beziehung bringen. Wie in Psalm 22.

Dass Klagen heißt, Leid, Ausgeliefertsein und Hilflosigkeit in die Beziehung bringen, das sehen wir in unserer tagtäglichen Praxis in der Diakonie. Z.B. in der Geschichte von Frau Meier, die ich eingangs erzählt habe. Frau Meier muss 10 Minuten lang ihren Redeschwall loslassen. Die Psychologin der Diakonie-Familienberatung hört erst mal zu. Die Klage steht am Anfang der Hilfsbeziehung. Nachdem ihr Frau Meier ihr Herz ausgeschüttet hat, überlegt Beraterin Carina Zweiner mit ihr gemeinsam, was Frau Meier tun kann. Wie sie den Blick auf positive Dinge lenken kann, um aus der „Negativspirale“, wie Frau Meier ihre Situation nennt, wieder rauszukommen, zumindest ein Stück.

Aber KlientInnen fallen immer wieder ins Corona-Loch.

Carina Zweiner sagt: „Viele Frauen suchen in der telefonischen Familienberatung Antworten, die auch ich nicht anbieten kann. Schon allein das Verständnis für die Situation und das Wissen, dass es vielen anderen Müttern mit kleinen Kindern auch gerade so geht, entlasten ein kleines Bisschen.“

MitarbeiterInnen der Diakonie machen sie auch immer wieder in ihrer Arbeit in der Corona-Krise, diese Erfahrungen von Unverfügbarkeit.

Ich denke, es ist eine Erfahrung, die unsere Gesellschaft und ihr Selbstverständnis insgesamt zutiefst erschüttert: Ein Virus, so klein, dass es für das Auge nicht sichtbar ist, treibt uns an die Grenzen der menschlichen Machbarkeit. Wir fühlen uns ins Mittelalter zurückversetzt, schrieb der Philosoph Konrad Paul Liessmann: „Schlimmeres, als in solch finstere Zeiten zurückgestossen zu werden, kann einer Zivilisation nicht passieren, die überzeugt davon ist, technisch und moralisch alle vergangenen Epochen überflügelt zu haben.“

Tatsächlich, das Mittelalter war Pandemie-erprobt. Angesichts der Pest 1527 in Wittenberg schreibt Martin Luther: „So will ich zu Gott bitten, dass er uns gnädig sei und es [= die Pest] abwehre. Danach will ich auch räuchern, die Luft reinigen helfen, Arznei geben und nehmen, Orte und Personen meiden, wenn man mich nicht braucht, damit ich mich selbst nicht vernachlässige und dazu durch mich vielleicht viele andere angesteckt werden. Will mich allerdings mein Gott haben, so wird er mich wohl finden; so habe ich doch getan, was er mir zu tun gegeben hat.“

Was Martin Luther hier beschreibt, sind im Wesentlichen jene Maßnahmen, mit denen auch wir heute dem Corona-Virus begegnen können: Hygiene, Distanz, Absonderung. Ein wesentlicher Unterschied zu heute scheint mir darin zu liegen: Martin Luther begegnet der Pest im Bewusstsein der Unverfügbarkeit und mit Gottergebenheit. Diese Haltung führt gerade nicht in einen passiven Fatalismus, sondern ins Tun – ins Tun dessen, was eben getan werden kann: Hygiene, Distanz, Absonderung. Den „Rest“ legt Luther betend in Gottes Hand.

Das wünsche ich mir auch für uns heute: dass wir die Unverfügbarkeit und die Grenzen der Machbarkeit erkennen und gleichwohl Verantwortung für die Gestaltung der Krise übernehmen. Diesen Wunsch will ich im Gebet vor Gott bringen. Amen.